Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 26 (1942)
Heft: 11

Artikel: Mundart in der Kirche?
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419883

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Küsnacht (Zürich)
Wintermonat 1942
(November)

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Sechsundzwanzigster Jahrgang
Nr. 11

Die Mitteilungen erscheinen dies Jahr achtmal und kosten mit dem Mitgliederbeitrag 4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Obmann des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). – Druck: H. Gafner, Zürich 8.

Muttersprache

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch,
Aber soll ich beten, danken,
Geb ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech ich wie der Mutter Mund!
Max von Schenkendorf*.

Mundart in der Kirche?

In Nr. 10 des Zürcher „Kirchenboten" stellt Pfarrer Karl Zimmermann vom Neumünster an die Kirchenbesucher die Frage, ob sie in der Kirche den Gebrauch der Schriftsprache oder der Mundart wünschen. Der Sprachverein ist natürlich kein Kirchenbesucher; als ein Bund von Schweizer Bürgern zu Pflege und Schutz von Mundart und Schriftsprache hat er sich doch erlaubt, darauf zu antworten. Nach einem kurzen Hinweis darauf, daß wir uns schon ein Vierteljahrhundert für bessere Pflege des Schweizerdeutschen, allerdings mehr für Verbesserung als für Vermehrung seines Gebrauchs eingesetzt und uns als seine Freunde ausgewiesen haben, traten wir folgendermaßen auf die Frage ein:

Für eine Auseinandersetzung über den Gegenstand ist vor allem eine gesunde Grundlage nötig und als solche eine richtige Auffassung des wirklichen Verhältnisses zwischen Mundart und Schriftsprache. Große Verwirrung hat da die beliebte Formel geschaffen: „Hochdeutsch ist für uns eine Fremdsprache." Was ist für uns eine Fremdsprache? Ich denke: eine Sprache, die uns so fremd ist, daß ein Mensch von durchschnittlicher geistiger Begabung und Bildung sie nicht versteht und sich darin gar nicht ausdrücken kann. Kann man nun eine Sprache, in der Hunderte von Wörtern des täglichen Gebrauchs, abgesehen von rein lautlichen Färbungen der Aussprache, ganz oder fast ganz genau gleich lauten wie im Schweizerdeutschen, eine Fremdsprache nennen? Himmel, Erde, Luft und Meer, Gott und Engel, Vater und Mutter, Brot und Wasser, Fleisch und Milch, Kopf, Auge, Ohr, Hand und Finger, Hammer, Zange, Bohrer, Stadt und Land, alle Zahlen lauten doch hochdeutsch und schweizerdeutsch gleich, aber ganz anders als in den andern Sprachen. Wo die Wörter nicht gleich sind, sind sie meistens nach einfachen, auch für Kinder leicht faßlichen Regeln verschieden; denn daß man für unser langes i, u und ü hochdeutsch sagt ei, au und eu, für unsere Doppellaute ie, ue und üe langes i, u und ü usw., das merken schon Kinder, ohne die Regel zu wissen. Lesen Sie einmal das 1. Kapitel des Alten Testamentes darauf hin durch: außer dem Zeitwort „nennen", das wir aus der Schriftsprache entlehnt haben, werden Sie kein einziges Wort finden, das im Schweizerdeutschen nicht vorkommt oder seine nahen Verwandten hat. Wir sagen zwar nicht „schuf, war, sah" usw., aber die alten Schweizer der Heldenzeit haben diese Zeitform noch gehabt und sagten „schuef, was, sach" usw. Von welcher andern der etwa 880 Sprachen, in die die Bibel übersetzt ist, kann man eine so nahe Übereinstimmung behaupten? Otto von Greyerz hat festgestellt, daß in einem einfachen Schriftwerk, etwa einer Kindererzählung, einer Volkssage oder biblischen Geschichte, sich unter zehn Wörtern durchschnittlich eines findet, das unserer Mundart fremd ist. Von welcher andern Sprache läßt sich das sagen? Kann man eine Sprache Fremdsprache nennen, in der man eine Erzählung von Johanna Spyri schon vorschulpflichtigen Kindern vorlesen kann? Nach dem Schriftdeutschen ist für uns die nächstverwandte Sprache die holländische — daß das für uns wirklich eine Fremdsprache ist (wenn auch näher als Englisch und viel näher als Französisch), daran kann man doch nicht zweifeln? Hat es einen Sinn, die 880 fremden Bibelsprachen einzuteilen in a) solche, die wir mühelos verstehen, und b) solche, die wir ohne besondere Schulung oder lange Gewöhnung nicht verstehen? Zur Klasse a gehört eine, zur Klasse b die übrigen 879! Tun wir nicht besser zu sagen: Nein, Hochdeutsch ist für uns keine Fremdsprache, sondern nur eine andere Form unserer deutschen Muttersprache? Wir pflegen ja selber alle unsere Mundarten als deutsch zu bezeichnen: schwyzertütsch, züritütsch, bärndütsch, baseldytsch usw.; wir betonen also doch den Zusammenhang mit der sogenannten Fremdsprache. Die Sprachgeschichte lehrt ja auch, daß es gar keine so altertümliche deutsche Sprachform gibt wie die schweizerdeutsche. Kindliche Gemüter mögen annehmen, die Schweizer hätten nach dem Schwabenkriege, der ihre tatsächliche staatliche Lösung vom Deutschen Reich gebracht hatte, auch noch ihre Sprache geändert, aber das Gegenteil ist wahr: sie haben die alte deutsche Sprache am treuesten bewahrt und am wenigsten an ihr verändert.

Ein paar hundert Jahre lang, vom 16. bis ins 18. Jahrhundert, sind es dann vor allem die Bibel, der Katechismus und das Kirchenlied gewesen, durch die unser Volk die hochdeutsche Schriftsprache kennengelernt hat, und jetzt soll die Sprachform, in der die Kirche jahrhundertelang gesprochen hat, für sie plötzlich eine Fremdsprache sein? Merkwürdig ist auch, daß Pestalozzis Mutter Gertrud mit ihren Kindern am Samstagabend in dieser Fremdsprache betet und singt —

* Letzte Strophe des Gedichts: Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut!

hätte der große Pädagoge nicht merken sollen, daß das ein Irrtum war? Unsere alten und ältesten Volkslieder sind wohl mehr oder weniger mundartlich gefärbt, auch die Volksschauspiele, aber nie reine Mundart und wollten das nicht sein. Im 19. Jh. haben dann die deutsche Dichtung — ich nenne nur Schillers „Tell" und Uhlands Lieder —, die Volksschule und die Presse unserm Volke diese Sprache immer näher gebracht, und jetzt soll sie wieder eine Fremdsprache sein?

Alle Vergleiche hinken, aber mit einigem gutem Willen wird man eine ungefähr richtige Vorstellung bekommen vom wirklichen Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache, wenn man die Mundart betrachtet als das geistige Werktagskleid, die Schriftsprache als das Sonntagsgewand. In diesem bewegen wir uns nicht so frei und unbefangen wie im andern, aber es ist uns in ihm feierlicher zumut. Nicht daß wir deshalb das Werktagskleid, das Arbeitskleid verachten würden — jedes hat seine Würde —, aber wenn wir für feierliche Stunden eine feierlichere Sprache haben als für gewöhnliche, so ist das für uns eine Bereicherung. Otto von Greyerz, ein unantastbarer Schweizer und Mundartfreund, sagt dazu: „Man mag den Wert der Mundart noch so hoch ansetzen — nach dem Gefühl unseres Volkes ist die deutsche Schriftsprache eine Kunstform, die aus dem Alltag heraushebt und der gehobenen Stimmung eines feierlichen Anlasses den gemäßen Ausdruck gibt. Man kann diesem Bedürfnis nach einer Feiertagssprache bis in scheinbar abliegende Volksbräuche nachgehen: ich denke hier an die Hausinschriften aus älterer Zeit, die man vornehmlich in unsern Berggegenden findet; sie sind nie in reiner Mundart abgefaßt, sondern, je weiter sie zurückreichen, um so häufiger in jener Schreibform, die in oberrheinischen Landen allgemein üblich war. Es gehörte wohl zur Feierlichkeit des Augenblicks, daß der Bauer, wenn er sein Haus oder seine Sennhütte mit einem Spruch schmücken wollte, durch die gehobene Sprachform sein ernstes Denken und Empfinden andeutete."

Es ist unmöglich, dem Deutschschweizer die Schriftsprache zu einer wirklichen Fremdsprache zu machen, aber fremder, als sie ihm jetzt ist, kann man sie ihm schon machen, wenn man sie so viel wie möglich vermeidet. Wenn er nach der Schulzeit Hochdeutsch gar nicht mehr sprechen hört, wie es eine übertriebene Mundartbegeisterung heute fordert, sondern nur noch lesen kann (und gelesen wird ja meistens nur mit den Augen) — freilich kann ihm diese Sprache so einigermaßen entfremdet werden, ob aber der Gewinn den Verlust decke, ist eine Frage.

Auf der andern Seite täuscht man sich leicht über die Ursprünglichkeit des Mundartgebrauchs. Gewiß gibt es Pfarrer und andere Redner, die eine Predigt oder Rede in echter, urchiger Mundart halten können und damit noch näher an die Herzen herankommen als schriftdeutsch. Aber sie bilden die Ausnahme. Was man an mundartlichen öffentlichen Reden zu hören bekommt, auch von Pfarrern, ist in der Regel hochdeutsch gedacht und nur Wort für Wort ins Schweizerdeutsche übersetzt, ein abscheulicher Mischmasch von Mundart und Schriftsprache, eine Mittelform, die der Mundart gefährlicher ist als dem Schriftdeutschen. Daß die Herren Geistlichen nicht alle zu unterscheiden wissen zwischen echtem und scheinbarem Schweizerdeutsch, beweisen die Verhandlungen eines Zürcher Pfarrkapitels, aus denen ein Teilnehmer folgende Mundartblüten überliefert hat: „Mer sind dänn zum Schluß gilangt, Ihne z'biantrage, Si möchtid sich diser Aagelegeheit aanäh und de Chilerat möchti die disbezügliche Aaregig zum Bischluß erhebe. — Bo Site der meischte Chilepfläge liged ähnlichi Ässerige vor; überall het me mit de letztere sehr begrüeßeswerti Erfahrige gmacht." usw. Wer ein schweizerdeutsches Sprachgefühl und nicht nur ein schweizerdeutsches Trommelfell hat, d. h. wer den Unterschied zwischen echter und unechter Mundart empfindet, wer heraushört, ob das Schweizerdeutsch unmittelbar aus dem Herzen komme oder auf dem Umweg über das Schriftdeutsche, dem ist bei solchem Schweizerdeutsch nicht wohl; da klingt ihm ein noch so stark mundartlich gefärbtes Schriftdeutsch immer noch natürlicher als dieses schriftdeutsch verseuchte „Schweizerdeutsch".

Gewiß klingen uns die mundartlichen Laute gemütlicher im Ohr als die andern, aber Gemütlichkeit ist nicht das höchste Ideal (sie war es für die Seldwyler, wie Keller ausdrücklich bezeugt), und die Kirche ist nicht die Stätte der Gemütlichkeit, sondern der Erhebung; darum sind wir grundsätzlich gegen die Predigt in Mundart. Für Abendgottesdienste und Bibelstunden, auch für den pfarramtlichen Religionsunterricht der Schule, die ja weniger feierlich, eher vertraulich wirken sollen, mag die Mundart angehen. Auch für Feldgottesdienste, weil der Soldat nur dazu im Felde steht, unser eigenstes Eigentum zu verteidigen, und die Sprache dieses Eigentums ist die Mundart. Aber auch in allen diesen Fällen sollte sich der Pfarrer zuerst prüfen oder noch besser: prüfen lassen, ob er über diese Dinge in echter Mundart sprechen könne. Es gibt jetzt Mundartkurse für Welsche und Tessiner, mit Recht; viele Pfarrer könnten einen solchen Kurs für kirchlichen Gebrauch mit Vorteil besuchen.

Man rühmt der Mundart nach, daß sie der Phrase weniger zugänglich sei. Auch das ist ein Irrtum. Ob der Redner Phrasen mache oder nicht, hängt von ihm ab, nicht von seiner Sprache. Im persönlichen Gespräch, im vertraulichen sowohl am Familientisch oder im Freundeskreis wie im geschäftlichen im Büro und Kaufladen hat man weniger Anlaß, Phrasen zu machen als in der Ansprache, der Rede, der Predigt, die durch ihre „Schönheit" auf weitere Kreise wirken soll. Solange man solche Reden schriftdeutsch gehalten hat, hat es natürlich nur schriftdeutsche Phrasen gegeben. Wenn man nun allgemein anfängt, öffentliche Reden schweizerdeutsch zu halten, wird es auch schweizerdeutsche Phrasen geben; man braucht sie ja nur aus der Schriftsprache zu übersetzen. Eine phrasenhafte Redensart, die man seit einigen Jahren lesen und schriftdeutsch hören kann, ist z. B. „unter Beweis stellen" für einfaches „beweisen". Im Gespräch wird man nie so sagen; in mundartlichen Ansprachen aber kann man gelegentlich schon hören, es habe einer sein Wohlwollen „under Bewys gstellt". Daß man anderseits beim Gebrauch der Mundart leicht abgleitet ins Banale und ins Plaudern gerät, haben Sie selbst schon festgestellt.

Die im „Kirchenboten" gestellten Fragen können wir also nur so beantworten:

1. Soll in Mundart gepredigt werden
   a) in allen Gottesdiensten? — Nein!
   b) Nur in besondern Gottesdiensten? — Ja, aber auch da nur, wenn der Pfarrer sich überzeugt hat, daß er es kann.
2. Soll das Gebet in Mundart gehalten werden? — Nein!
3. Soll die Mundart auch auf Eingangswort und Segen, sowie den Text ausgedehnt werden? — Nein!

Von unsern „Volksbüchern"

Wir bringen jedes Jahr in der „Rundschau" das Verzeichnis unserer Veröffentlichungen. Es eignet sich nach außen zur Werbung und nach innen, bei unsern Mitgliedern, zur Hebung unseres Selbstgefühls: das alles haben wir schon geleistet! Praktischen Gebrauch machen aber auch